

Wolfgang Hien:

Besprechung des Buches „Spuren der Solidarität. Betriebliche Organisation am Beispiel der Industrial Workers of the World“, herausgegeben von Ada Amhang, Levke Asyr, Mentel Nickleberry und Mark Richter. Die Buchmacherei, Berlin 2024. 373 Seiten. 18 Euro.

Die Herausgeber/innen des hier vorzustellenden Sammelbandes haben mich gebeten, ihr Buch in Sozialgeschichte-Online zu besprechen. Doch diese Aufgabe stellt den Rezensenten vor nicht ganz einfach zu bewältigende Probleme. Selbstredend – das lässt bereits der Titel vermuten – handelt es sich um ein faszinierendes Zeitdokument der Arbeiter/innen-Bewegung, und dazu auch noch um ein außerordentlich lebendig geschriebenes und mit vielen persönlichen Erfahrungen durchwobenes Buch. Und gerade deshalb ist es für einen Rezensenten, der nicht nur Wissenschaftler ist, sondern selbst auf viele Jahre Industriearbeit und insgesamt 60 Jahre gewerkschaftliche Basisarbeit zurückblicken kann, schwer, zwischen wissenschaftlicher Betrachtung und direkter persönlicher Involviertheit und Betroffenheit zu unterscheiden. Ich fühle mich von vielen Beiträge und Erfahrungsberichten gewissermaßen persönlich angesprochen. In vielen Punkte kann ich aufgrund meiner eigenen Erfahrungen vollzustimmen. Gleichwohl würde ich manche dieser Erfahrungen und Themenbereiche kategorial anders einordnen, anders interpretieren und auch andere Schlussfolgerungen ziehen. Dies betrifft vor allem den Themenbereich Arbeit und Krankheit. Insofern geht mein Text über eine Rezension hinaus und darf auch als Diskussionsbeitrag zur aktuellen Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit verstanden werden. Mein Artikel besteht aus zwei Teilen: Zunächst werde ich versuchen, die wesentlichen Teile des Buches zu referieren, danach schließt sich meine Auseinandersetzung mit einzelnen von den Autorinnen und Autoren dieses Buches vertretenen Thesen an.

Dies ist ein außergewöhnliches, mutiges und in gewisser Weise auch ein riskantes, herausforderndes Buch. Es stellt ein Konzept von Gewerkschaft vor, das dem sozialdemokratischen Modell, dem sich im Prinzip die fast alle Linken angepasst haben, diametral entgegensteht. Zugleich impliziert dieses neue, unangepasste Konzept einen Begriff des Politischen, der weit über das tradierte Verständnis dessen, wie in der Linken Politik verstanden wird, hinausgeht. Diese Richtung war bereits im Vorläuferband „Spuren der Arbeit“ angelegt, doch entfaltet sich die ganze Fülle dieses anderen gewerkschaftlichen und

politischen Verständnisses erst in dem jetzt vorgelegten Band. Die Herausgeber/innen gehören zum Kernstamm der deutschsprachigen Organisation der IWW, Industrial Workers of the World, die ganz bewusst an die Tradition der 1905 in den USA gegründeten anarcho-syndikalistischen Gewerkschaftsbewegung IWW anknüpft. Die IWW organisierte vor allem ungelernte Arbeiter/innen in den Bereichen Textil, Stahl, Holz, Bergbau, Landwirtschaft, Eisenbahn und Schifffahrt. Insofern ist das in „Spuren der Solidarität“ vorgestellte Konzept im eigentlichen Sinne nicht neu. Die IWW hatte noch vor 100 Jahren und in den Zeiten der großen Streiks der 1930er Jahre eine große Bedeutung und eine große Geschichte. Nach Jahrzehnten der Flaute gab es in den 1980er und 1990er Jahren eine Phase des Wiederaufbaus. Die IWW erlebte gleichsam eine Wiederauferstehung und meldete sich spätestens mit dem international beachteten Arbeitskampf gegen die Kaffeehauskette Starbucks als bedeutende Gewerkschaftsorganisation zurück. Doch sei gleich an dieser Stelle angemerkt: Wer an Informationen und Daten über die Geschichte der IWW – oder der Wobblies, wie die IWW-Mitglieder sich selbst bezeichneten – interessiert ist, muss zu anderen Büchern greifen, wobei die wichtigsten hierzu bereits in den 1970er Jahren im Trikont-Verlag erschienen sind. In dem hier vorgestellten Buch findet sich ein beeindruckendes Spektrum an vielfältigen Informationen über die Organisationsmodelle, Aktivitäten und Orientierungen der heutigen IWW-Gruppen, vorwiegend solcher in den USA und Kanada, aber auch über einzelne Ansätze in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Buch gibt einen lebendigen Einblick in aktuelle Klassenauseinandersetzungen in prekären Dienstleistungsbranchen wie z.B. Einzelhandel, Gastronomie und Logistikketten, in denen inzwischen weit mehr Menschen arbeiten als in klassischen Industriebetrieben. Die IWW vertritt – dies zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch – ein Konzept der direkten Aktion und der direkten Demokratie. In dieser Sichtweise werden Erfolge nicht am Verhandlungstisch hinter verschlossenen Türen erreicht, sondern nur durch Aktionen, die den Betriebsablauf stören, unterbrechen, lahmlegen oder fehlleiten. Kampfmittel sind insbesondere kleine, mittlere und größere Sabotageaktionen auf verschiedenen Ebenen. Aber auch Informations- und Aufruf-Aktionen über verschiedene Kanäle der betrieblichen, überbetrieblichen und allgemeinen Öffentlichkeit gehören zum Handlungsrepertoire der IWW. Die Aktionen werden durch gewählte Betriebskomitees geleitet, und verhandelt wird nur mit offenen Türen. Das, was Vertreter/innen der Belegschaft tun oder unterlassen, ist jederzeit voll transparent. In revolutionären Situationen wie etwa 1918 bis 1920 fanden auch

hierzulande – insbesondere in der Rätebewegung – Konzepte einer direkten Demokratie großen Zuspruch; auch im Kontext der kulturevolutionären Bewegung der 1968er-Bewegung waren leuchteten auch in der Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit Momente dieser Ideen auf. Um es klar herauszustellen: Der Anarchosyndikalismus, wie ihn die IWW verkörpert und wie er immer wieder in Bewegungen aufflammt, setzt sich nicht zum Ziel, „seine Leute“ oder „gute Leute“ in möglichst viel Vertretungsstrukturen, beispielsweise in Betriebsräten, verankert zu sehen; das Ziel ist, möglichst viele Arbeiter/innen in Bewegung zu bringen, an Aktionen zu beteiligen und sie emotional, moralisch und kognitiv zu stabilisieren. Vielleicht an dieser Stelle eine Anmerkung zur Begrifflichkeit: Eingedenk des ursprünglich englischen Sprachgebrauchs versteht der solidargewerkschaftliche Ansatz „Industrie“ im weitesten Sinne als Arbeitsbereich oder Branche und „Arbeiter“ bzw. „Arbeiterin“ als lohnabhängig Beschäftigte.

Das Buch beginnt mit der Präambel der IWW-Satzung: „Die arbeitende Klasse und die Klasse der Unternehmer*innen haben nichts gemeinsam. Es kann keinen Frieden geben, solange Hunger und Not unter Millionen von Arbeitenden zu finden sind und die Wenigen, aus denen die Unternehmerklasse besteht, alle guten Dinge des Lebens besitzen. Zwischen diesen Klassen muss der Kampf weitergehen bis die Arbeiter*innen der Welt sich als Klasse organisieren, die Produktionsmittel in Besitz nehmen, das Lohnsystem abschaffen und in Einklang mit der Erde leben“ (S. 12). Bereits hier wird unmittelbar klar, dass sich die IWW vom dominierenden linken Verständnis absetzen, das zwischen ökonomischer Ebene (die gewerkschaftliche Arbeit) und politischer Ebene (die parlamentarische und außerparlamentarische Arbeit) streng unterscheidet. Dieser Unterscheidung folgt die IWW nicht. Gewerkschaftliche Arbeit muss, sowohl in der politischen Ausrichtung als auch in der betrieblichen Aktion, immer auch die Ablehnung und Überwindung des Lohnsystems im Augen haben. Auf die Präambel folgt ein ebenso berührendes wie aufwühlendes Gedicht des 2001 verstorbenen amerikanischen Sozialforschers Martin Glaberman, der vor und während seiner wissenschaftlichen und politischen Arbeit zwanzig Jahre in der Detroit Autoindustrie arbeitete. Im Gedicht wird die Erfahrung thematisiert, als Arbeiter/in gegenüber betrieblichen Vorgesetzten oder gegenüber gewerkschaftlichen Interessenvertretern einen Missstand vorzubringen und damit gleichsam gegen eine Wand zu laufen und immer nur zu hören: „Mir sind die Hände gebunden.“ Glaberman bringt die historische und aktuelle Erfahrung von Millionen und

Abermillionen abhängig Beschäftigter auf den Punkt: Sie hoffen immer wieder auf die Menschlichkeit derer, die in der Hierarchie über ihnen stehen. Doch diese Hoffnung erweist sich regelmäßig als Illusion. Daran ändern auch neue und angeblich Autonomie und Selbstbestimmung fördernde Management-Techniken nichts. Die Herausgeber haben im Buch einen älteren soziologischen Artikel von Glaberman abgedruckt, in dem er vehement die These vertritt, dass nicht die Theorie, sondern die soziale Bewegung den Arbeitern und Arbeiterinnen die Augen über ihre tatsächliche Lage öffnet. In dem auf das Gedicht folgenden Einleitungsartikel heißt es: „Unser Alltag als Arbeiter*innenklasse ist überwiegend anstrengend, nervig und voller Fremdkontrolle. In den allermeisten Fällen produzieren wir Dinge, erbringen Dienstleistungen oder arbeiten mit Menschen, jedoch mit Zielen, die wir selbst nicht gewählt haben, und unter Bedingungen, auf die wir kaum Einfluss haben. Und selbst wenn wir die Ziele überzeugend finden, würden wir die Arbeit wahrscheinlich anders organisieren, als unsere Chef*innen das tun. ... Nur wenige Privilegierte können einer Arbeitstätigkeit nachgehen, die sie erfüllt und ihnen sinnvoll erscheint, und schließlich kommt hinzu, dass wir unsere Arbeit mit Menschen verrichten, die wir uns in den meisten Fällen nicht ausgesucht haben“ (S. 17).

Ebenso grundlegend ist die „Erkenntnis, dass Loharbeit erst einmal krank macht und einem guten Leben zuwiderläuft“ (S. 25). Das sind elementare Grundwahrheiten, welche bedingt durch die ideologischen Vernebelungsstrategien der Phalanx kapitalhöriger Wissenschaftler/innen leider allzuoft vergessen, verleugnet oder verdrängt werden. Gleichwohl können sich aus fremd hergestellten Beziehungen auch Momente der Alltagssolidarität herausbilden, oftmals nur situativ, widersprüchlich und, wenn aus ihnen gewerkschaftliche Solidarität erwachsen soll, verbunden mit kontinuierlicher und zuweilen sehr anstrengender Beziehungsarbeit. Savon handelt das gesamte Buch, ja: Es eröffnet ein Panorama aller möglichen Beziehungsebenen und Beziehungsweisen am Arbeitsplatz, im Betrieb und in der Branche. Dies ist ein weiterer signifikanter Unterschied zum tradierten sozialdemokratischen Gewerkschaftsmodell: Wird in diesem der arbeitende Mensch auf der formalen und rational-instrumentellen Ebene angesprochen und behandelt, so sieht die IWW den arbeitenden Menschen als emotionales, leidendes, verstörtes, aufmüpfiges, rebellierendes, aber auch unstetes und hilfebedürftiges Wesen. Das Menschenbild der IWW ist in positiven Sinne des Wortes ganzheitlich. Die IWW hat kein festgefügt und differenziertes Programm, das es überall und

schematisch abzuarbeiten gilt. Die IWW und die Wobblies verstehen sich als revolutionäre Gewerkschafter/innen, die sich in einer kosmopolitischen Suchbewegung befinden. Im vorliegenden Buch werden viele Probleme angesprochen, die um das Thema der betrieblichen Herrschaftstechniken kreisen. Immer wieder geht es um die Frage, wie Angst und Resignation überwunden werden kann, wie sich Kollegen und Kolleginnen im Alltag gegenseitige Hilfe zukommen lassen können und wie Überraschungen, Falschinformationen und Repression begegnet werden kann. Und bereits in der Einleitung wird deutlich, dass die kosmopolitische Sicht der IWW niemanden ausschließt, auch die israelischen Lohnabhängigen nicht, d.h. die deutschsprachige IWW distanziert sich von der BDS-Kampagne.

Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal der IWW gegenüber dem sozialdemokratisch tradierten Organisationsverständnis gehört der basisdemokratische Grundsatz, dass die Organizer der IWW keine außerbetrieblichen und bezahlten Funktionäre bzw. Funktionärinnen sind, sondern immer im jeweiligen Betrieb arbeiten. Das bringt viele physischen und psychischen Belastungen mit sich, die im Buch sehr offen thematisiert werden. „Gewerkschaftsarbeit“ ist im IWW-Verständnis kontinuierliche Beziehungsarbeit am Arbeitsplatz, mit allen Höhen und Tiefen, die mensch sich vorstellen kann. Etappenziel ist immer, betriebliche Basiskomitees aufzubauen, in denen die jeweilige Situation besprochen und Aktionen beschlossen und organisiert werden. „Wir gehen von der Annahme aus, dass organisierte Leute in einem Betrieb selbst wissen, was für Taktiken zum Ziel führen – außerdem gehen wir auch viel weiter, wenn wir selber überlegt und entschieden haben, warum und wie wir etwas tun. Als Organisierte in der IWW beraten wir uns gegenseitig, sind solidarisch und helfen uns und schlussendlich speisen wir auch immer das kollektive Wissen mit unseren eigenen Erfahrungen, die wir innerhalb der Klasse weitergeben“ (S. 41). Im Buch finden sich viele Betriebsberichte, doch ein Schlüsselbericht ist derjenige über die gewerkschaftliche Arbeit in der Fast-Food-Kette „Jimmy John’s“ in Minneapolis. Darin beschreibt Erik Forman die aufregenden und ernüchternden und sich immer wieder konsolidierenden Kampagnen der Beschäftigten für kleine, aber bedeutsame Verbesserungen ihrer Arbeitsbedingungen. Ein Beispiel: In diesem Konzern war Krankheit gewissermaßen ein „Un-Thema“. Krankheitstage werden – wie in weiten Teilen der Arbeitswelt der USA üblich – nicht bezahlt, d.h. es gibt keine Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. Desweiteren müssen Kranke selbst für einen personellen Ersatz am Arbeitsplatz sorgen, ansonsten droht ihnen die fristlose Kündigung. Dies führt dazu, dass

viele Arbeiter/innen sich krank zur Arbeit schleppen. Es entstand ein jahrelanger Kampf mit Siegen und Niederlagen; und es ist zu vermuten, dass der Kampf im Rahmen der herrschenden Verhältnisse kein Ende finden wird. Ein gravierendes und auch innerhalb der IWW-Betriebsgruppe kontroverses Thema war die Frage, ob man sich zur offiziellen Betriebsgewerkschaft und damit zum offiziellen Verhandlungspartner durch die staatliche Arbeitsbehörde anerkennen lassen soll. Es gab eine Wahl, die aber knapp verloren wurde. Forman beschreibt ausführlich und überaus spannend, wie es weiterging und dass es weiterging. Er erinnert an den legendären Streik des Lastwagenfahrer und Transportarbeiter 1934 in Minnesota, die Teamster-Rebellion, und schreibt: „Wie ein Samenkorn unter dem Schnee von Minnesota lebt eine Kultur der Solidarität und des Widerstandes unter dem Fast-Food-Proletariat von Minneapolis fort“ (S. 71).

Im Buch folgen Berichte aus den Bereichen Sexindustrie, Reinigungsbranche und Onlinehandel. Die hier berichteten Arbeits- und Lebensverhältnisse sind haarsträubend, selbst dann, wenn sie – wie im Fall einer Reinigungsfirma – in der angeblich so „ordentlichen und sozialstaatlichen“ Schweiz angesiedelt sind. In einem sehr tiefgehenden gewerkschaftssoziologischen Beitrag setzt sich Roger Williams mit neueren konzeptuellen Ansätzen von Organizing, Gewerkschaftsarbeit und Streiktheorien auseinander, so z.B. mit den Jane McAlevey, Joe Burns und Kim Moody sowie mit den Ansätzen von Labor Notes, dem Übergangsprogramm Trotzki, dem Caucus-Reformismus, dem Gedanken der Solidaritätsgewerkschaft der IWW und schließlich der Bedeutung der Beziehungsweisen in der betrieblichen Gewerkschaftsarbeit. Williams lässt keinen Zweifel daran, dass der beziehungsorientierte Ansatz der IWW seine Hauptsympathie findet. Er schreibt: „Während kollektive Aktionen wie Streiks den Arbeiter*innen die Möglichkeit geben, Macht auszuüben, ist die Quelle der Macht selbst die Beziehung der Arbeiter*innen untereinander. Nur wenn Arbeiter*innen Vertrauen, Fürsorge und Solidarität füreinander empfinden, sind sie in der Lage, ihre Macht durch Aktionen auszuüben“ (S. 179). Er fasst seine Überlegungen mit folgender Metapher zusammen: „Wenn Arbeiter*innen die Ziegelsteine der Bewegung sind, dann sind die Beziehungen der Mörtel“ (S. 181). Das Buch „Spuren der Solidarität“ kommt sodann zu den Organizing-Trainings-Programmen. Marianne Garneau erläutert die Entwicklung und fortlaufende Korrektur und Erweiterung dieser Programme sehr ausführlich und betont deren Bedeutung für die betriebliche Arbeit. Es geht darum, den Ereignissen im Betrieb, deren Wahrnehmung und den

entsprechenden Reaktionen darauf ein strukturelles Gerüst zu geben, d.h. sie besser einordnen zu können und entsprechend passende Interpretationen, Aktionen und Zielsetzungen zu finden, und zwar auf gemeinschaftlicher Basis. Im Weiteren werden für die Erhaltung und den Aufbau der Organisation relevante Hinweise gegeben. So z.B. sollten Gewerkschaftsbeiträge nicht vom Bankkonto eingezogen werden, sondern in Person-zu-Person-Interaktionen und gegebenenfalls verbunden mit intensiven Gesprächen eingesammelt werden. Das ist mühevoll, aber es ist zugleich organisational und politisch gewinnbringend: Nachweislich kann sich über diese Methode die Gruppe bzw. die Organisation nachhaltiger stabilisieren.

In der zweiten Hälfte des Buches findet sich eine Fülle wertvoller lebenspraktischer Hinweise für die betriebliche Arbeit der revolutionären Gewerkschafter/innen. So wird beispielsweise gewarnt vor übereilten Alleingängen, vor persönlicher Überforderung und auch davor, sich nicht von Wichtigtuern und narzistisch orientierten Aktivisten und Aktivistinnen blenden zu lassen. Sehr eingehend werden im Weiteren die Probleme der Basisdemokratie thematisiert, so u.a. das bekannte Phänomen, dass sich Diskussionen sehr lange hinziehen können. Interessant ist die Feststellung: „Auch wir plädieren dafür, dass eine Bürokratie (im Sinne einer klaren Aufteilung von Teilaufgaben, transparenten Regeln und Zuständigkeiten) notwendig ist. Sie darf aber nicht zur Herausbildung einer Expert*innenkaste und zum Aufkommen einer Dienstleistungsmentalität führen“ (S. 283). Das gesamte Buch durchzieht die Frage, ob mensch sich einlassen kann auf eine Doppelmitgliedschaft in sozialdemokratischen Gewerkschaften und auf gewisse formale betriebliche Strukturen wie z.B. einen Betriebsrat. Die Antwort ist; das hängt von der jeweiligen kollektiven und persönlichen Situation ab und sollte jeweils sehr pragmatisch entschieden werden. Es werden dementsprechend sehr kluge Fragen gestellt: „Was bedeutet Betriebsratsarbeit unter basisdemokratischen Vorzeichen? Widersprechen Tarifverträge basisdemokratischen Prinzipien? Was bedeutet es für unsere Praxis, wenn wir diese Zugeständnisse lokal nicht machen können? Und worin besteht eigentlich der Zusammenhang zwischen Basisdemokratie und direkter Aktion? Bedeutet direkte Aktion, dass alle jederzeit alles machen dürfen und sollen? ... Und zu guter Letzt: Konnte es sein, dass, wenn viele Menschen durch ihre Arbeit wahnsinnig gestresst und ausgelaugt sind, so eine auf aktiver Partizipation beruhende Form eher abschreckt als einlädt? Ist es möglich, dass in einer historischen Situation, in der es wenig Orte gibt, wo radikale Demokratie und

tatsächliche Mitbestimmung gelebt werden, ... die Menschen viel zu wenig Selbstsicherheit haben, sich am Aufbau so einer Organisation und Gesellschaft zu beteiligen? Wir wissen aus unserer Erfahrung der Basisarbeit, dass wir Arbeiter*innen viel stärker sind als wir vielleicht denken. Durch die – mitunter absolut mühselige – Arbeit, mit unseren Kolleg*innen zu reden, sie immer wieder zu ermutigen, zusammen Differenzen auszuhandeln und uns auf Taktiken zu einigen, treffen wir so viele unterschiedliche Arbeiter*innen und sehen, wie stark sie sind“ (S. 285). Ein langjährig erfahrener Wobbly rät seinen jüngeren Genossen und Genossinnen: „Sucht euch einen Job, der euch nicht verrückt macht und bei dem ihr euch vorstellen könnt, ihn mittel- wie langfristig zu behalten“ (S. 334).

Es ist im Rahmen einer Rezension nicht möglich, allen Facetten dieses wirklich umfangreichen Buches gerecht zu werden. So wird in einem längeren Artikel über Ansätze einer revolutionären Stadtteilarbeit berichtet; und im Ende des Buches finden sich zwei hoch informative Artikel über erfolgreiche Arbeiter/innen-Kämpfe, die insbesondere über das Berliner Labornet-TV-Team bekannt geworden sind: zu einem der Bericht über die Fabrikbesetzung in der Firma GKN in Campi Bisenzio bei Florenz und die Ideen einer anderen und ökologisch orientierten Produktion, zum anderen der Bericht über das autonome Hafenarbeiter-Kollektiv CALP in Genua, wo die Arbeiter/innen Waffenlieferung an Saudi-Arabien boykottieren und transnationale antimilitaristische Streiks organisieren. Das, was das Buch so einzigartig macht, was es so abhebt von der Vielzahl sich klassenkämpferisch gebender Literatur, ist die tiefe Empörung über die alltäglichen Zumutungen entfremdeter Lohnarbeit. In der Sicht der IWW ist nichts „normal“ an dem Alltag im Kapitalismus, und nirgendwo findet sich der Appell, sich an diese Verhältnisse zu gewöhnen. Das ist der fundamentale Unterschied zur Tradition des Sozialdemokratismus und des Leninismus, wo der Arbeit eine fast pastoral umhegte anthropologische Grundfunktion zugeschrieben wird und immer von der Notwendigkeit die Rede war und ist, Arbeiter/innen erst einmal „das Arbeiten zu lehren“. Nein, Arbeiten wird so lange eine Zumutung bleiben, wie sie in entfremdeten Strukturen stattfindet. Sie zu überwinden, wird ein langer, vielleicht ein sehr langer Weg sein. Doch genau dies rechtfertigt in keiner Weise ein politisches Etappenschema: Erst durch das Tal der Tränen gehen, um dann durch Tor zur Welt des Lichts zu gehen. Nein, auch heute, unmittelbar und jetzt, an jedem Arbeitsplatz, in jeder sozialen Beziehung, muss eine kleine Pforte geöffnet sein, durch die ein utopischer Lichtstrahl fällt. Dies bedeutet:

Auch heute muss es ein Stückweit gelingen, der Kälte der kapitalistischen Rationalität mit der Wärme menschlichen Zusammenrückens zu trotzen.

Der Rezensent verhehlt nicht seine Begeisterung für dieses informative und lebendig geschriebene Buch. Es besticht sowohl durch seinen hohen Grad an Reflektiertheit als auch durch seine menschliche Wärme. Dennoch sind an bestimmten Punkten auch Zweifel, zumindest ein kritisches Hinterfragen angebracht. Die betrifft – dies mag mit der beruflichen Expertise des Rezensenten zusammenhängen – den Themenbereich Arbeit, Gesundheit und Krankheit. Im Rahmen ihrer die langfristige Gewerkschaftsarbeit erläuternden Abhandlung gehen Marianne Garneau und MK Lees auch auf die Thematik des Arbeits- und Gesundheitsschutzes ein. Zitiert sei der ganze dieser Thematik gewidmete Absatz: „Verstöße gegen die Gesundheit und Sicherheit der Arbeiter*innen in einem solidarischen Gewerkschaftsbetrieb werden mit direkter Verweigerung unsicherer Arbeit bis hin zu Arbeitsniederlegungen beantwortet. Dies wurde bei Stardust wiederholt praktiziert, u. a. wegen zu hoher Temperaturen im Restaurant, Kohlenmonoxid-Lecks und unsicherer Ausrüstung. Mit der Zeit entsteht die Situation, dass die Chefs einen sicheren und sauberen Arbeitsplatz zur Verfügung stellen, weil sie befürchten, dass sie andernfalls mit einer Verlangsamung oder einem Stillstand der Produktion rechnen müssen, wenn sie den Bedürfnissen der Arbeitenden nicht nachkommen“ (S. 237). Das Problem beginnt bereits im ersten Satz: Nicht jeder Verstoß gegen die Sicherheit und Gesundheit der Arbeiter/innen ist als solcher erkennbar. Es gibt auch schleichende, unterschwellige und nur sehr schwer als Bedrohung erkennbare, aber dennoch tödliche Gefahren, wie z.B. das Asbest. Asbeststäube erzeugen nach 20 oder 30 Jahren Krebserkrankungen des Bauchfells und der Lunge. Dass die Asbest-Kapitalisten diese Gefahr lange unter den Tisch gekehrt haben, verwundert kaum. Doch auch Arbeiter haben weltweit lange, noch bis in unsere Tage, die Gefahr geleugnet. Erst als mutige Wissenschaftler in den 1960er Jahren auf dieses schreckliche Asbest-Problem aufmerksam machten und epidemiologisch zeigen konnten, dass bereits tausende von Asbestarbeitern an Krebs verstorben waren und, dass wenn nichts geschieht, in den kommenden Jahrzehnten Hunderttausende elend sterben würden, und diese Informationen bis in die betroffenen Betriebe durchsickerten, waren einzelne betriebliche Aktivisten alarmiert. So beispielsweise die Echolot-Betriebsgruppe bei der Bremer Vulkan-Werft, wo sehr viel mit Asbest gearbeitet wurde. 1974 begann diese Betriebsgruppe – inspiriert von den damals europaweit ausstrahlenden italienischen

Arbeiter/innenkämpfen gegen gesundheitsschädliche Arbeitsbedingungen – mit ihrer Aufklärungsarbeit, und es kam in den 1980er Jahren zu heftigen, den ganzen Betrieb umfassenden Auseinandersetzungen. Viele Arbeiter verweigerten die ungeschützte Arbeit mit Asbest. Die Vulkan-Kämpfe strahlten europaweit aus, und es nicht übertrieben zu behaupten, dass die Vulkan-Arbeiter dazu beitrugen, dass 1993 der Umgang mit Asbest europaweit unter sehr strenge Schutzregeln gestellt wurde. In der Großindustrie ist seither Asbest verboten, doch in der Sanierungs- und Renovierungsbranche sind Arbeiter/innen, „wenn nichts geschieht“, immer noch diesem tödlichen Gift ausgesetzt. Daher ist es so wichtig, über die Gesundheitsgefahren zu informieren und auf die Einhaltung der Schutzmaßnahmen zu drängen.

Das Asbest-Beispiel verweist auf eine Reihe sehr schwieriger gewerkschafts-politischer Fragen. Auch in den USA gab es massive Auseinandersetzungen um das Asbest, doch erst dann, als bereits Zehntausende von Arbeitern an Asbestkrebs gestorben waren. Die betroffenen Familien klagten gegen die Asbestindustrie und bekamen Entschädigungen in Milliardenhöhe, mit der Folge, dass es in den USA keine Asbestindustrie mehr gibt. In einer strikt moralisch-ethischen Perspektive ist es freilich viel wichtiger, apriori auf die Gefahren dieses Stoffes aufmerksam zu machen und Schutzmaßnahmen einzufordern. In den USA fürchten die Kapitalisten Entschädigungsklagen, in der EU und insbesondere in Deutschland konstelliert sich die Situation völlig anders. Hierzulande gibt es eine sozialrechtliche Haftungsablösung durch die Unfallversicherungsträger. Diese zahlen bei Asbestkrebs im besten Falle eine Berufskrankheitsrente. Die deutsche Asbestindustrie konnte daher sehr elegant auf andere Produkte, so z.B. Glasfaser und Steinwolle, umstellen. Doch wie verhalten sich revolutionär orientierte Betriebsaktivisten und –aktivistinnen, beispielsweise in einem Sanierungs- oder Transportbetrieb, der mit Asbestabfällen zu tun hat? Aufklären ja, aber auch über die geltenden Grenzwerte und die notwendigen, staatlich geregelten Schutzmaßnahmen? Und melden sie Verstöße an die staatliche Gewerbeaufsicht bzw. dem Arbeitsinspektorat? Damit soll nicht gesagt werden, dass von diesen staatlichen Stellen immer und sofort eine arbeiter/innenfreundliche Intervention erwartet werden kann. Doch im Kontext von betrieblicher und allgemeiner Öffentlichkeit ist es sinnvoll, „den Staat“ unter Druck zu setzen und ihn zu Motivieren, auch gegen Unternehmen vorzugehen. Nicht zuletzt zeigt dies auch das Beispiel der schweizerischen Reinigungsfirma, über die Ada Amhang et al. berichten (S. 87 ff.). Hier wurden offensichtlich massiv gesundheitsschädliche Reinigungsmittel

eingesetzt. Das zunächst untätige Arbeitsinspektorat wurde zum Handeln gezwungen, was zu einer „Verbesserung der Sicherheit“ führte (S. 91). Bei den Schlussfolgerungen, die die Autorinnen ziehen, kommt jedoch m.E. der Gesundheitsschutz zu kurz. Darauf wird zurückzukommen sein.

Zunächst ein weiterer Gedanke: Selbst im Großbetrieb ist jetzt nicht alles Gold, was glänzt, und ein ehemaliger und in der Asbest-Problematik hoch aktiver Betriebsrat des früheren ABB-Werkes in Mannheim, Wolfgang Alles, brachte es auf den Punkt: „Die neue Asbestgefahr ist der zunehmend mörderische Stress am Arbeitsplatz.“ Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte zeigt, dass gerade bei psychischen Belastungen und auch dann, wenn Arbeiter/innen sich mit betriebliche Aktionen wehren, die Chefs kaum geneigt sein werden, die Arbeitsvorgänge menschenwürdig zu gestalten. Es bedarf hier umfassender gesellschaftlicher Thematisierung und zugleich neuer persönlicher Kampfformen, die im Rahmen gewisser sozialstaatlicher Errungenschaften, wie wir sie im deutschsprachigen Raum haben, möglich sind. Inspiriert und motiviert durch anarchistische Ideen der Arbeitsverweigerung entstand in den 1970er Jahren das Sozialistische Patientenkollektiv und eine ganze Reihe von betrieblichen Basisgruppen. Ender der 1970er Jahre machte eine Aufmüpfige Broschüre die Runde, die den Titel trug: „Wege zu Wissen und Wohlstand: Lieber krankfeiern als gesund schuften!“ Diese Broschüre wurde tausendmal nachgedruckt. Doch die Losung war so nur denkbar, weil Im Nachkriegs-Deutschland die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall durchgesetzt werden konnte. Das ist nämlich die andere Seite der Medaille: Die Arbeiterbewegung hat viele und in sich widersprüchliche Ebenen der Dialektik von Reform und Revolution. Es ist richtig, wenn die Autoren und Autorinnen der Krankfeier-Broschüre schreiben, durch das Lohnfortzahlungsgesetz seien nun auch die Hausärzte eingebunden in den kapitalistischen Unterdrückungsapparat. Und es ist auch richtig, wenn sie feststellen, dass individualistische Lösungen nicht das sind, was wir „eigentlich“ brauchen, nämlich kollektiven Widerstand zu entfalten. Gleichwohl aber stellen sie fest, dass kleine Auszeiten, die das Lohnfortzahlungsgesetz ermöglicht, dazu beitragen, dass „Leute mal wieder eine etwas klareren Kopf“ bekommen und sich – dann auch kollektiv – Gedanken machen können, wie es weitergehen soll. Anzumerken ist, dass uns die Lohnfortzahlung nicht geschenkt wurde. Sie ist eine Errungenschaft des Arbeiterkampfes. 34.000 schleswig-holsteinische Metallarbeiter/innen erkämpften 1956 in einem erbitterten und 114 Tage dauerndem Streik zunächst die tarifliche Lohnfortzahlung, die dann 1969 in einem für alle

Erwerbstätigen gültigen Gesetz verankert wurde. Weltweit ist der Kampf um bezahlte Krankheitstage eine uneingelöste Forderung der Arbeiter/innen-Bewegung. Bei den Auseinandersetzungen in der Jimmy-John's-Kette spielte dieses Thema eine wichtige Rolle. Der gesellschaftliche Rahmen und der arbeits- und sozialstaatliche Kontext ist jedoch ein völlig anderer als derjenige, den wir hierzulande haben.

Obwohl jede Person, die sich der Lohnarbeit unterwirft, am eigenen Leib spürt, wie anstrengend, mühsam, körperlich und psychisch verschleißend und letztlich unmenschlich die Arbeit ist, wie durch unsere erzwungene Subordination fortlaufend unsere Menschenwürde angegriffen wird, ja: wie durch entwürdigendes Verhalten der Chefs uns diese Würde immer wieder abgesprochen wird, und obwohl die Autorinnen und Autoren dies alles wissen und selbst am eigenen Leib erfahren haben, werden in ihrem Buch die Kategorien Leiblichkeit und Menschenwürde kaum thematisiert – mit Ausnahme des hoch informativen Berichtes über Sexarbeit (S. 74) und des außerordentlich bedrückenden Berichtes über die Folgen einer Vergewaltigung (S. 80 ff.). Der Begriff der Leiblichkeit meint die gelebte Einheit von Körper, Seele und Geist in Wahrnehmung und Aktion. Unsere leibliche Integrität wird im entfremdeten Arbeitsprozess andauernd bedroht, selbst dann, wenn wir im Glauben an eine uns vorgegaukelte „neue Autonomie“ uns dessen nicht immer bewusst sind. Die im Buch häufig erwähnte körperliche Arbeit ist bereits eine Gewalterfahrung, die noch flankiert wird von der psychischen Gewalt, der Zwangsverhältnisse am Arbeitsplatz – ebenfalls im vorliegenden Buch breit beschrieben. Liberte Locke schreibt angesichts ihrer körperlichen Gewalterfahrungen: „Ich willige nicht in den Missbrauch oder die Herabsetzung meines Geistes und meines Körpers ein“ (S. 85). Ich meine: Dieser Satz gilt für alle Zwangsverhältnisse, d.h. für die Lohnarbeit insgesamt. Dieser Satz drückt die innere Empörung, die innere Gegenwehr und die innere Kraft aus, den Verhältnissen zu trotzen und den Willen zur *potere operaia* zu stärken. Woher kommt dieser revolutionäre Willen? Die französische Revolution, untermauert von den Postulaten der Aufklärung, dass alle Menschen von Natur aus gleich und frei sind, sprach zum ersten Mal explizit von Menschenrechten. Es folgten im Rahmen der Vereinten Nationen, nach den Verheerungen des Nationalsozialismus, 1948 die allgemeine Erklärung der Menschenrechte und 1966 der UN-Sozialpakt, in dem das unveräußerliche Recht eines jeden Menschen auf Gesundheitsschutz und Menschenwürde verankert ist. Auch wenn dies alles Ausdruck einer staatlichen Doppelmoral sein mag: Das Recht

auf leibliche Unversehrtheit und das Recht auf Menschenwürde ist ein grundlegendes Recht, auf das sich auch revolutionäre Linke berufen können und müssen.

Die Unterschiedlichkeiten der Länder und Kontinente sind kein Grund, die generelle basisdemokratische und basisaktionistische Ausrichtung der IWW zu ändern. Aber sie sollten ein Grund sein, die strategische und taktische Gestaltung dieser Ausrichtung an die jeweiligen gesellschaftlichen und staatlichen Gegebenheiten anzupassen. Gerade weil die basisdemokratische Orientierung der *cantus firmus* der solidargewerkschaftlichen Arbeit ist, sollte überlegt werden, wie die Beschäftigten selbst ein Stückweit mehr Experten und Expertinnen ihrer eigenen Situation werden können. Die bereits erwähnten Klassenauseinandersetzungen in Italien während der 1970er Jahre hatten das Motto „Non Delegata!“. Die revolutionären Betriebsgruppen formulierten das so: Wir delegieren unsere Gesundheit an keine Experten, weil die alle gekauft sind. Wir wollen jetzt selbst Experten unserer eigenen Gesundheit werden. Doch hierfür brauchen wir Hilfe. Und im Kontext des immer noch zu spürenden kulturevolutionären Aufbruchs der 1968er Bewegung suchten die Betriebsgruppen Kontakte zu Basisgruppe an den medizinischen Fakultäten. Dieses Bündnis war entscheidend. Ähnliche Bewegungen gab es sodann auch im deutschsprachigen Raum. Im Mittelpunkt stand zunächst die Feststellung, dass Lohnarbeit immer auch mit tiefen Eingriffen und Verletzungen unseres Körpers, unserer Leiblichkeit, unserer Seele und unseres Geistes zu tun haben, nicht zuletzt auch mit tödlichen Gesundheitsgefahren, die sich erst später – nach langen Latenzzeiten – zeigen. Die Schlussfolgerung war, dass sich die Betriebsgruppen umfassend bezüglich dieser Gefahren kundig machten, dazu betriebsnahe Schulungen organisierten, betriebliche Kampagnen in Gang setzten und auch an die allgemeine Öffentlichkeit gingen. Vorbild und Kooperationspartner/innen waren die Anti-AKW-Gruppen und Bürgerinitiativen, die sich gegen die Gefahren der chemischen Industrie wandten. Es ging dabei auch um eine andere Art von Expertentum und eine andere Art von Wissenschaft. Immer war es wichtig – und ich bin der Meinung, dass dies nach wie vor wichtig sein sollte – die von Gesundheitsgefahren Betroffenen möglichst weit in die Wissensaneignung einzubeziehen. Zur Basisorientierung gehört, dass im Idealfall jeder Arbeiter und jede Arbeiterin im weiterlaufenden Betriebsalltag z.B. ein Sicherheitsdatenblatt verlangen, lesen und verstehen kann. Eine Verweigerungshaltung der Geschäftsleitung oder unverständliche Erläuterungen sollten als „worst case“ behandelt werden und zu unmittelbaren Aktionen führen, d.h. im konkreten Fall: zur Arbeitsverweigerung bzw. zur

Krankmeldung. Und wieder käme hier bei arbeitsrechtlichen Folgeproblemen die Dialektik von Reform und Revolution ins Spiel: Vor dem Hintergrund des verbindlichen EU-Rechts käme jede/r Unternehmer/in bei einem fehlenden oder falschen Sicherheitsdatenblatt und einer fehlenden oder unzureichenden Gefährdungsbeurteilung in die Bredouille, was weidlich in der allgemeinen Öffentlichkeit ausgenutzt werden könnte.

Eingeschoben sei hier eine grundsätzliche Überlegung: Obwohl jede Person, die sich der Lohnarbeit unterwirft, am eigenen Leib spürt, wie anstrengend, mühsam, körperlich und psychisch verschleißend und letztlich unmenschlich die Arbeit ist, wie durch unsere erzwungene Subordination fortlaufend unsere Menschenwürde angegriffen wird, ja: wie durch entwürdigendes Verhalten der Chefs uns diese Würde immer wieder abgesprochen wird, und obwohl die Autorinnen und Autoren dies alles wissen und selbst am eigenen Leib erfahren haben, werden in ihrem Buch die Kategorien Leiblichkeit und Menschenwürde kaum thematisiert – mit Ausnahme des hoch informativen Berichtes über Sexarbeit (S. 74) und des außerordentlich bedrückenden Berichtes über die Folgen einer Vergewaltigung (S. 80 ff.). Der Begriff der Leiblichkeit meint die gelebte Einheit von Körper, Seele und Geist in Wahrnehmung und Aktion. Unsere leibliche Integrität wird im entfremdeten Arbeitsprozess andauernd bedroht, selbst dann, wenn wir im Glauben an eine uns vorgegaukelte „neue Autonomie“ uns dessen nicht immer bewusst sind. Die im Buch häufig erwähnte körperliche Arbeit ist bereits eine Gewalterfahrung, die noch flankiert wird von der psychischen Gewalt, der Zwangsverhältnisse am Arbeitsplatz – ebenfalls im vorliegenden Buch breit beschrieben. Liberte Locke schreibt angesichts ihrer körperlichen Gewalterfahrungen: „Ich willige nicht in den Missbrauch oder die Herabsetzung meines Geistes und meines Körpers ein“ (S. 85). Ich meine: Dieser Satz gilt für alle Zwangsverhältnisse, d.h. für die Lohnarbeit insgesamt. Dieser Satz drückt die innere Empörung, die innere Gegenwehr und die innere Kraft aus, den Verhältnissen zu trotzen und den Willen zur *potere operaia* zu stärken. Woher kommt dieser revolutionäre Willen? Die französische Revolution, untermauert von den Postulaten der Aufklärung, dass alle Menschen von Natur aus gleich und frei sind, sprach zum ersten Mal explizit von Menschenrechten. Es folgten, im Rahmen der Vereinten Nationen und nach den Verheerungen des Nationalsozialismus, 1948 die allgemeine Erklärung der Menschenrechte und 1966 der UN-Sozialpakt, in dem das unveräußerliche Recht eines jeden Menschen auf Gesundheitsschutz und Menschenwürde verankert ist. Auch wenn dies alles Ausdruck einer staatlichen

Doppelmoral sein mag: Das Recht auf leibliche Unversehrtheit und das Recht auf Menschenwürde ist ein grundlegendes Recht, auf das sich auch revolutionäre Linke berufen können und müssen. Bei den im vorliegenden Buch vielfach angesprochenen Verletzungen der körperlichen und psychisch-mental Unversehrtheit wäre es nicht verkehrt, sich auf das Recht auf menschenwürdige Arbeitsbedingungen zu berufen, auch wenn wir wissen, dass im Kapitalismus solche Arbeitsbedingungen nicht erreicht werden können. Doch gerade dieser Umstand impliziert die systemsprengende Kraft der Berufung auf das Menschenrecht auf leibliche Unversehrtheit und Menschenwürde.

Um auf das schweizerische Beispiel der Auseinandersetzungen um die schädlichen Reinigungsmittel zurückzukommen: Als Lehre aus diesen Auseinandersetzungen sollte m.E. die Frage nach Bündnissen z.B. mit Bürgerinitiativen und kritischen Wissenschaftler/innen aufgeworfen werden, mit Hilfe derer kontinuierliche gewerkschaftliche Basisschulungen mit den Beschäftigten, zumindest kontinuierliche Basisinformation, organisiert werden könnten. Viele Reinigungsmittel enthalten – illegal – Formaldehyd-Abspalter oder andere Chemikalien, die im Verdacht stehen, Krebs zu erzeugen. Damit möchte ich sagen: Genutzt werden sollte die Empörung über die direkt spürbaren Zumutungen, über die direkt spürbaren Verletzungen unserer leiblichen Integrität. Genutzt sollten diese Empörungen hin zu einer Erweiterung des Empörungsraumes über die Exposition gegenüber langfristig schädlichen Stoffen und die Unverschämtheiten des unternehmerseitigen Zurückhaltens dieser Informationen oder gar des üblichen bodenlosen Lügens, all das sei „geprüft und ungefährlich“. Genutzt werden sollte die Empörung über die im kapitalistischen Arbeitsprozess fortlaufende und gewaltförmige Verletzung der Menschenwürde auf diesem Planeten. Es würde den Rahmen der Rezension sprengen, die sich hier anschließenden Gedanken – die sich aus der mehr als 50-jährigen Erfahrung des Rezensenten mit basisorientierter betrieblicher Gesundheitsarbeit ergeben – weiter auszuführen. Dies kann gerne an anderer Stelle geschehen. Zusammenfassend möchte ich sagen: Dieses großartige Buch „Spuren der Solidarität“ setzt einen Kontrapunkt gegen die üblichen, langweilig-bürokratischen Abhandlungen der Gewerkschaftslinken. Ich möchte die Autoren und Autorinnen ermutigen, „am Ball zu bleiben“, weiter Erfahrungen zu sammeln und darüber zu berichten. Gleichwohl möchte ich sie dazu auffordern, ihren Diskursrahmen zu erweitern und sich dafür zu öffnen, die in ihrem Buch vorgestellten konzeptuellen Ansätze mit anderen

basisdemokratischen Erfahrungen, insbesondere aus dem Bereich der betrieblichen Gesundheitsarbeit, zu verbinden. Auch möchte ich sie auffordern, ihr Verhältnis zu dem Themenbereich der Menschenrechte zu überdenken. Ich möchte sie dazu auffordern, in diesem Sinne ihr Buch und ihre konzeptuellen Ansätze weiterzuschreiben.